

katharina peham



lachen & schmerzen, meer

lachen & schmerzen, meer

Katharina Peham

[1]

Es sind die kleinen Wartezeiten, die mich vom Abenteuer trennen. Dein Lächeln, das am Zugfenster vorbeizieht am Heimatbahnhof. Meine Taschen stehen neben mir, links die graue, rechts die schwarze. Das Licht der Straßenlaternen, sie leuchten schon, mir zur Zugtür, die sich ächzend öffnet. Lasse Menschen an mir vorbeitreiben, sie sind Boote, ich ein Pegel und warte, dass ich endlich in die eine oder andere Richtung ausschlage. Ich schlage den Wellen entgegen in deine Richtung und dein Gesicht ist ein grinsender Mond und deine Augen sind wissende Krater.

Wir wissen: Vielleicht sind wir Ebbe, doch vorher noch Flut.

Da sind Thomas, Therese und Sebastian in deinem Abteil und wie ich mich darüber freue, ich mochte Großraumwägen noch nie. Ich kenne Thomas und Therese erst seit kurzem, du hast sie mir vor unserer Reise in einem Café vorgestellt, zum ersten Kennenlernen. Sebastian kenne ich schon länger, er kommt ursprünglich aus demselben Ort wie ich. Du nimmst meine Taschen und hievst sie über deinen Kopf hinweg auf die Ablage, du meinst, wenn du erschlagen wirst, dann wenigstens von dem Ballast, den ich mit mir herumtrage. Ich lache und schmerze innerlich. Du siehst nur mein Lachen, erwidert es und vergisst, was du gesagt hast.

Eine Reise an den Ozean, wir sind schon mittendrin. Im Abteilfenster schwimmt die Dunkelheit wie Schwarzes Meer, wir sind nicht weit.

Wir verschwinden in verbalen Belanglosigkeiten, holen Luft und lachen.

Dann zwingt mich, dich anzusehen, du bist eine Insel, du wirst als Letzter untergehen.

[2]

Sebastian wirft die Taschen aus dem Fenster, sobald wir auf dem Rangierbahnhof angekommen sind. Thomas fängt sie, er fällt dabei fast um. „Deine Standfestigkeit werden wir nochmal in Bezug auf Alkohol testen“, lästert Sebastian und Thomas Augen blitzen herausfordernd, doch er dreht sich weg und marschiert in Richtung der Bushaltestellen, da sind immer Aschenbecher aufgestellt. Von Thomas habe ich schon herausgefunden, dass er ein Wolf ist und scheu. Wir laden die Taschen auf unsere Schultern und ziehen die Koffer hinterher, hin zum Wolf, heute Nacht sind wir ein Rudel, weg von Sebastian.

Der zerknitterte Mond zwischen den Rauschschwaden ist gütig, es sind kaum Menschen hier um diese Zeit. Deine Hand liegt auf meiner Schulter, du fragst: „Alles gut?“ Und ich schenke dir ein halbherziges Lächeln und schüttele meinen Kopf. Ich wundere mich insgeheim, wie jetzt etwas übel sein soll, wenn deine Hand auf meiner Schulter ruht und du bemerkst, dass ich im Moment dabei war, meine Leinen loszulassen und in meiner Dunkelheit zu segeln. Mein Blick wandert zu Thomas, seine Augen starren ins Nichts. Ich schweige und tippe auf deinen Oberschenkel, mache dich aufmerksam: „Es ist Mitternacht vorbei, unser Anschlusszug wartet auf Bahnsteig zwei“. Meine Segel rolle ich ein und verkleinere die Angriffsfläche, zu enormen Wind ertrage ich nicht. Du hingegen bist kein Segler, du bist ein Gleitschirmflieger in warmer Sommerluft.

[3]

„Na komm, suchen wir das Schlafabteil, wir brauchen alle etwas Schlaf“, sagst du sanft, und ich spüre, wie die Dunkelheit von der Müdigkeit verdrängt wird, sie setzt sich in meinen Knochen fest und ich warte darauf, bis sich das Dunkle und Müde in mir wieder vereinen. Therese hilft zunächst dir auf, dann mir, dann Thomas, sogar Sebastian, dann packt sie ihren Koffer und läuft prompt zum Zug. Ich mag Therese schon, sie ist wild und ungebremst, bleibe skeptisch bei Sebastian, er ist mit seiner unbedarften Art nicht mein Typ, er gleicht zu sehr einer Hyäne.

Als wir das Schlafwagenabteil betreten, liegt Therese oben und ihre Schuhe unten. Sie kichert und meint: „Das ist das erste Mal in meinem Leben, dass ich sowas wie ein Stockbett habe!“ Thomas macht ihr eine lange Nase und behauptet, dass sein Schwesterherz sicher nicht mehr so glücklich darüber sein werde, wenn sie erst das erste Mal hinausgefallen sein wird. Therese zeigt Thomas die Zunge, Geschwisterliebe, ich bedaure, sie nie erlebt zu haben. „Komm schon, Schwester, ich leg mich auf die Pritsche links von dir, damit ich dich von oben fotografieren kann, wenn du heute Nacht hinunterfällst.“ Sie verdreht die Augen und boxt Thomas scherzhaft in die Rippen. Sebastian lässt sich auf die linke Seite unten fallen und beklagt sich über die schmalen Liegen, du wirfst deine Tasche in die mittlere Etage und wir schlichten die Taschen und Koffer zwischen Thomas und Sebastian ein. Es ist beschlossene Sache, dass du oberhalb von mir liegst. Ich denke, besser als umgekehrt, so Angst habe ich, dich zu zerbrechen.

Wir haben uns zurechtgemacht und versuchen, in unseren Schlafsäcken auf den harten Liegen einzuschlafen. Ich sammle meine Eindrücke hinter meinen geschlossenen Augen, brauche jede persönliche Erinnerung gewiss später, Augenlider sind eine schmucklose Schatzkiste. Mein Atem fängt sich kurz, bevor ich die Luft aus dem Körper lasse. Ich dosiere die Luft langsam und möglichst leise. Es ist einer meiner größten Ängste, dass ich so laut atme, dass deswegen niemand schlafen kann. Mich beruhigt es, wenn ich jemanden neben mir habe, der seinen Brustkorb regelmäßig hebt und senkt, unsere Wellen sind gasförmig.

[4]

Ein Endbahnhof spuckt uns aus. Wir betrachten das graue Geländer und die gelbe Fassade, die Säulen und die Tags sind in einer Sprache, die wir nicht verstehen. Der Morgen graut hier ein bisschen behaglicher, wir beschließen, den Berg hinaufzugehen, den Sonnenaufgang mit eigenen Augen sehen. Die Reisetaschen schnell versperrt, laufen wir die Hügel der Stadt hinauf, um nichts zu verpassen, von der Sonne. Wir sitzen im viel zu trockenem Gras, ein Abbild eines römischen Gartens und zeigen auf Statuen, bevor uns ein feuerroter Ball über dem Bahnhof begrüßt, wir dürsten nach Wasser. Das Meer in der Nase, den Hafen können wir erahnen. Eine letzte Morgenröte, die ich so jung sehen werde, dann werde ich älter und ahne, wie wenig mir mal daran liegen wird.

[5]

Wir laufen vom Nikole Hosta Park zurück zum opulenten Bahnhof und passen auf, dass wir uns nicht an den offenen Schuhbändern verheddern. Vor dem Eingang parkt ein schwarzer Minivan mit bekanntem Kennzeichen, im Auto sitzen Paul und Mona. Es wird herausfordernd für mich, den Urlaub mit so vielen unbekanntem Leuten zu verbringen, und ich sehe darin eine Chance, neue Freunde zu finden. Ich habe leider keine gewinnende Art, es ist etwas, dass ich mir immer gewünscht habe, meinem Umfeld gegenüber eine einnehmende Ausstrahlung zu haben. Wir quetschen uns ins Auto mit all dem Gepäck und sitzen zu viert auf der Rückbank, und deine Augen sind gerötet, du bist es nicht gewohnt, in Anwesenheit von vier Leuten zu schlafen. „Bist du denn müde“, frage ich dich und etwas, dass ein Lächeln sein soll, verlässt mein Gesicht, aber es sieht unmissverständlich seltsam aus, dein Blick verrät es mir. „Nur ein bisschen“, antwortest du und versuchst, freundlich zu schauen, deine Müdigkeit übermannt dich, dein Kopf gleitet hinab auf meine Schulter, du schläfst.

Die Fähre legt in einer Stunde ab und wir beeilen uns, um rechtzeitig auf die Insel zu gelangen, Mona fährt wild und unberechenbar, Paul sieht in den Kosmetikspiegel und deutet mir neckisch ein pochendes Herz darin. Ich zwingen mich zu einem Augenrollen, und es schmerzt erneut in mir.

Es ist Vormittag, meine roten Haare und meine rote Haut strahlen um die Wette. Eine Welle der Erleichterung ist zu bemerken, als wir endlich auf der Fähre sind und der Wind uns trocken bläst. „Hast du Bücher eingepackt, auch für mich?“, erkundigst du dich. Du legst deine Hand auf den Mund, es fällt dir ein, dass das eine Frage ist, die man mir nicht zu stellen braucht. Du bittest einen deutschen Touristen, Fotos von uns zu schießen, wir bilden den Rahmen für das Foto, ich falle fast heraus.

[6]

Das lange Reisen macht ungeduldig und wir freuen uns, das hellrote Tor zu erblicken und kurzerhand durchzumarschieren. Die Reisetaschen stellen wir im Innenhof ab, der Hausherr begrüßt uns und zeigt uns Küche und Wasser, wir sehen für ihn durstig aus. Dann nimmst du meine Hand und wir laufen zum Plaza bijar, und ich bilde mir ein, noch nie so einen schönen Strand und noch nie so ein schönes Meer gesehen zu haben. Ich sehe weiße Segel im Wind und fühle mich zuhause.

[7]

„Wir sollten einkaufen gehen, man kann hier gut kochen“, beschließt du, die Küche findet Anklang bei dir, aber es gibt kaum Lebensmittel und du meinst, ein Grillabend darf im Urlaub niemals fehlen. Sebastian ist es wichtig, uns zu begleiten, er will sich nicht darauf verlassen, dass wir genau die richtige Menge Fleisch für ihn mitbringen. Mona leiht uns ihr Auto, wir fahren los, den Taschenrechner in der Tasche, es ist schwer in fremden Währungen zu rechnen.

Sebastian legt vier Kilo Steaks in den Einkaufswagen, und schimpft mich: „Wofür willst du soviel Geld für Obst und Gemüse ausgeben, obwohl man davon nicht satt wird? Eine reine Verschwendung, wenn du mich fragst.“

Deine Strenge mit ihm, noch humorvoll, will mich schützen. Die Frage bleibt, wie oft du das Fragile in mir siehst, den gläsernen Brustkorb, mein Herz aus Porzellan. Wir packen Bier und Schnaps dazu, Mehl, Gewürze. Einkaufskörbe von jungen Erwachsenen sehen anders aus.

[8]

Heute Morgen wache ich mit Zahnweh auf, es folgt die Angst, dass es der Weisheitszahn sein könnte, im richtigen Alter dafür wäre ich. Suche in der Handtasche, finde eine Schmerztablette und schlucke sie trocken hinunter. Du wirst wach neben mir und merkst, dass ich Zahnschmerzen habe. Deine Hand wischt den Schlafsand aus den Augen, du stehst leise auf und deutest mir, mitzukommen, die anderen schlummern tief und fest. Mein Blick bleibt kurz an Therese hängen, im Schlaf wirkt sie wie ein Eichhörnchen. Thomas liegt wie ein Soldat da, ich möchte ihn kein einziges Mal wecken, er wirkt furchteinflößend. Wir tapsen die Treppe hinunter in die menschenleere Küche. Du schenkst mir dazu den Supermarkt-Schnaps in ein Trinkglas, kippst etwas Kümmel hinein und rührst um.

„Spül deinen Mund damit aus“, befehlst du mir und blickst mich erwartungsvoll an. Ich habe noch nie so früh morgens Korn im Mund gehabt, mir graut vor dem Geschmack und du lachst, ich schmerze.

[9]

Jeden Tag trinkst du deinen Kaffee die eine Hälfte schwarz, die zweite Hälfte schwärzer, in den Tassen bleibt zu viel Kaffeesatz. Du siehst mich neckisch an und behauptest: „Wer dieses Genussmittel mit Milch und/ODER Zucker trinkt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.“ Ich habe keine Antwort auf deine Provokationen, mein Magen ist sensibel und ich kann losen Kaffee nicht trinken. In der Früh hast du ohnehin Melonensaft zubereitet, es hilft gegen den schweren Kopf am Morgen, Saft hilft immer. Wir suchen die anderen, es ist still im Haus. Auf der Terrasse im Garten sitzt Thomas schon mit Bier, halb schlafend, er sagt: „Diese sonnigen Tage sind nichts für mich, die Sonne könne ruhig etwas weniger scheinen, ich hab doch Recht?“ Ich schüttle lachend den Kopf.

Therese sieht mitgenommen aus. Die Stechmücken haben ihr Dekolletee zerstoehen, es sind ungewollte Küsse an der Halsschlagader. Sebastian sitzt im Schatten und beklagt sich über die Grillen, die den ganzen Tag und die ganze Nacht zirpen. „Die Viecher meinen es persönlich, ich bin mir sicher“, raunzt Sebastian.

Mona und Paul sind zum Kiosk gegangen, sie brauchen Abstand von uns, es ist eine gläserne Distanz, keine komplette Ablehnung. Ich merke, dass ich lieber zu zweit urlaube, drei oder vier Menschen ertrage ich, darüber hinaus ist es kräftezehrend.

[10]

Heute hast du lieber Therese um dich, du hast sie schon sehr früh gefragt, ob ihr gemeinsam ein Boot mieten und die Leinen loslassen wollt. Es ist Hochdruckwetter, das Segeln will dir nicht gelingen, man braucht Wind, zum jetzigen Zeitpunkt ist Flaute, auf dem Meer und in mir. Und weil es sich so anfühlt, als ob du mich nicht mehr magst, streife ich durch die wenigen Gassen, die dieser Ort hergibt. Ich bin hungrig, und enttäuscht, mit so einer Wut im Bauch. Ich laufe hinauf zu den Weingärten und begutachte die trockenen Pflanzen, eine Dichtpflanzung hätte ihnen besser getan. Zwischen den Reben sehe ich Mona und Paul, ihre Finger haben sie ineinander verhakt, ich bin erstaunt, dass sie jeweils am Haken des anderen hängen. Es fällt mir schwer, die Intentionen fremder Menschen zu erahnen, ich erfahre immer alles zuletzt, ich habe kein Sensorium dafür.

Paul und Mona unterhalten sich so angeregt, ich verlasse die Weingärten ungesehen, spaziere die Promenade entlang. Dort sehe ich Kinder im Sand spielen und Erwachsene mit großen Sonnenhüten und bunten Kappen. Mein Atem stockt, als ich Therese und dich auf einem Boot erkenne. Ich hoffe, unbemerkt zu bleiben, ein kleiner Teil in einer großen Menge zu sein und versuche, das Bild aus meinem Kopf zu löschen, wie Therese rechts neben der Ruderpinne sitzt und du dich am Vorsegel zu schaffen machst. In mir ist für ein paar Sekunden alles möglich, für ein paar Sekunden wird die ganze Welt in meinen Gedanken eigenständig. Beobachte mich, wie ich den Kurs zu ändern erstrebe, den Steuerbordschot lösen und den Backbordschot dicht holen, damit wir nicht kentern. In uns der Stein, an dem wir zerschellen, ich erinnere mich, wenn man die Felsen sieht, dann ist es zu spät.

[11]

Zwischen den Olivenbäumen haben wir uns es gemütlich gemacht und liegen auf den graurot-gestreiften Picknickdecken aus Monas Auto. Die Früchte haben wir klein geschnitten auf Teller platziert, sie kühlen uns, wir sind so heißes Wetter nicht gewöhnt. Jeder von uns liest ein Buch. Die Buchstaben unterwandern die Mienen, ich habe eine Schwäche dafür, Menschen beim Lesen zu beobachten. Als du mich dabei erwischst, habe ich keine Gegenwehr und blicke schnell zu den Tauben, die in den Dachrinnen kratzen.

[12]

Eine Erinnerung an das Heiligtum Stille, wenn das Fleisch und Gemüse auf dem Grill liegt. Andächtig sitzen wir da und betrachten die glühende Kohle und die heiße, flackernde Luft. Eine gespielte Eintracht, eine gefühlte Zwietracht, die anderen spielen Karten. Am Morgen ein Blick in das leere Bett, ein gebrochenes Herz, ein misslungenes Lieben. Wir zehren an uns, zehren uns aus, wir sind froh auf die bevorstehende Rückkehr. Ich vermisse die Arbeit und das kühle Wetter, du dein Da-gibt-es-wen-zuhause. Im Schacht unter unseren Füßen liegt eine Münze und Zigarettenkippen, wir legen etwas Schmerz dazu.

[13]

Heute ist Filmabend, du sagst, ein Urlaub ist nur dann unvergesslich, wenn man ins Kino geht und sich einen Streifen ansieht, für den man zuhause nie Geld ausgegeben hätte.

„Du wirst sehen, Midway wird dir gefallen, es ist wie in einem Videospiel und außerdem magst du Historisches“, versuchst du mir den Film schmackhaft zu machen.

„Aber ich will diesen Film nicht sehen, er ist bestimmt voller Pathos. Was will ich mit einem Streifen, bei dem nach 30 Sekunden alles absehbar ist!“, reize ich deine Nerven und setze eins drauf mit, „Ich hasse Kriegsfilme, immer tausend männliche Helden, hunderte sterben, das anzusehen ist reine Zeitverschwendung.“

„Ich sag dir, so einen guten Film hast du schon lange nicht gesehen“, behauptest du und damit ist es beschlossene Sache, dass wir nun mehr als zwei Stunden unseres Lebens unnötig verschwenden.

Die Wellen am Strand schlagen hart an die Promenade, ein Grollen unweit, unsere Launen tun das Übrige. Ich setze mich weg, eine Reihe vor dir und höre deinen Atem, er liegt schwer in meinem Genick, ich habe Angst, dass du es mir brichst.

[14]

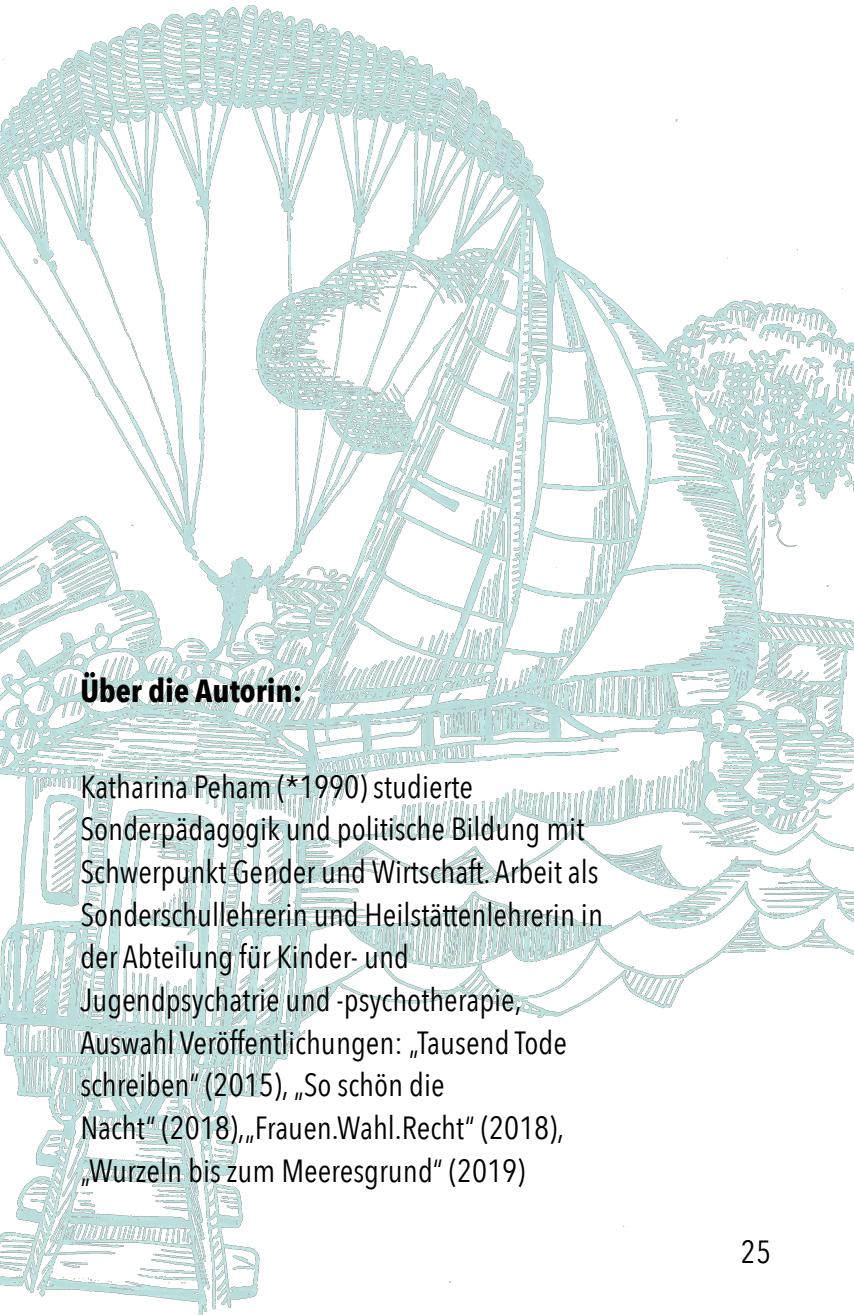
Die Blätter im Weingarten schimmern golden in der Nachmittagssonne, wir sitzen und warten auf den Bus, meine Taschen habe ich gepackt, als alle schliefen. Sebastian jammert, dass er bleiben möchte, er habe sich an die Hitze gewöhnt. Therese ist traurig. „Urlaube sind immer zu kurz,“ sagt sie und ich verstehe sie und ergänze: „Wenn man ihn mit den richtigen Leuten verbringt“, und lächle bedrückt. Du trägst eine Pilotenbrille und ich bin erstaunt, dass sie dir steht, dein Gesicht ist eine geheime Tür. Thomas sitzt an der Promenade und raucht. Ich frage mich, ob er seine Worte für später aufbewahrt oder ob er in seinem Leben genug geredet hat. Ein kleines Ziehen zwischen den Rippen, Mona und Paul fehlen bereits seit ihrer Abreise, sie haben mich an ihrem Haken.

[15]

Am Hauptplatz zerrst du mich in einen Drogeriemarkt, du sagst, wir müssen etwas für dein „Da-gibt-es-wen-zuhause“ suchen. Ich will dieses Wir nicht, ich will lieber mit wilden Tauben davonfliegen oder am Ball bleiben dürfen, nur dieses Wir akzeptiere ich nicht. Mein Körper versteift, wird zur Statue, du stellst mich vor dich an die Kasse und legst Parfum und Kondome darauf.

[16]

Zehn Stunden und eine weitere Nacht im Schlafabteil erkenne ich meine Stadt im Morgenlicht. Ich freue mich auf mein Bett, bin müde und ausgelaugt, will nur mehr schlafen, der Wind zieht angenehm kühl in den Wagon. Der Zug wird langsamer, du hilfst mir, meine Taschen zum Ausgang zu tragen. Es ist ein letzter Morgen, ein Abschied, zwei Hände um dich, ein Streifen und Halten, ein Kuss auf die Stirn, deine Atemzüge ein letztes Mal auf mir erahnen, eine Sprachlosigkeit, ein Kuss auf den Mund, eine letzte Erwiderung, ich lache und schmerze.



Über die Autorin:

Katharina Peham (*1990) studierte Sonderpädagogik und politische Bildung mit Schwerpunkt Gender und Wirtschaft. Arbeit als Sonderschullehrerin und Heilstättenlehrerin in der Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, Auswahl Veröffentlichungen: „Tausend Tode schreiben“ (2015), „So schön die Nacht“ (2018), „Frauen.Wahl.Recht“ (2018), „Wurzeln bis zum Meeresgrund“ (2019)

Originalausgabe 2020

Textnachweis: © Katharina Peham,
www.katkaesk.com

Illustrationen: © Katharina Peham

Textnachweis:

Alle Rechte vorbehalten.